

Die Zukunft des Menschen und der Gesellschaft

Der Generalsekretär des Ökumenischen Rates, Eugene C. Blake, eröffnete am 28. 6. 1970 eine einwöchige Konferenz über die Zukunft des Menschen und der Gesellschaft in einer wissenschaftlich-technischen Welt. Etwa 100 großenteils prominente Teilnehmer aus allen Teilen der Welt und praktisch allen Wissenschaften versuchten Grundlagenprobleme der Wissenschaften durchsichtig zu machen und Dringlichkeitslisten für die Bewältigung der einzelnen Komplexe aufzustellen. Die Aufgabe der Konferenz wäre gewesen, die Studiengruppe Mensch und Gesellschaft des Ökumenischen Rats mit Arbeitsmaterial und mit Empfehlungen zur Reihenfolge der durchzuführenden Untersuchungen zu versorgen. Dies ist auf der Ebene, auf der es sich die Veranstalter erhofft hatten, gescheitert.

Wenn ein vorzüglicher britischer Ökologe (Prof. J. N. Black) über Bevölkerungsdruck, Naturausbeutung und Erhaltung der natürlichen Ressourcen spricht und ein Theologe (Dr. Josef Sittler) ein Papier verteilen läßt über die theologische Verantwortung in diesem Bereich, dann haben viele Teilnehmer gewiß etwas, was sie getrost nach Hause tragen können und was ihnen für ihre eigene Arbeit eine neue Denkanregung sein mag, aber der Ökumenische Rat hat die Wichtigkeit dieser Dinge auch schon vorher gewußt, sonst hätte er nicht so vorzügliche Autoren für die Konferenz gewinnen können. Ähnlich ging es mit Industrie- und Management-Fragen, mit Computer-Gebrauch, mit den molekular-biologischen Dramen, die in den Laboratorien unserer Tage geschrieben werden.

Für die in ihren Ländern jeweils aus einer kleinen Oberschicht stammenden Teilnehmer war es heilsam, daß nicht ein einziges Thema durchgenommen werden konnte, ohne daß die kleine Gruppe von Lateinamerikanern in immer neuen Variationen die Entsetzlichkeit der Ausbeutung der Dritten Welt betonte: So konnte jedenfalls der primitive Optimismus, daß der technologische Fortschritt den Wohlstand für alle bringt, nicht mehr aufkommen. Die Lateinamerikaner übrigens waren neben den russisch-orthodoxen Teilnehmern aus der Sowjetunion die einzigen, die praktisch kein Englisch verstanden und denen zuliebe ein Stab guter Dolmetscher auch während der (überwiegenden) englischen Teile der Konferenz unausgesetzt in Tätigkeit war.

Dies waren einige Impressionen, — aber wo liegt die eigentliche Problematik? Naturwissenschaftler, Politiker und Theologen, alle die sich irgendwie mit Technik auseinandersetzen, sehen die Welt ungefähr so: Die Wissenschaft rechnet und seziert, knallt und modelliert, spekuliert und beweist in der vorgegebenen Natur herum, sie baut nützliche Werkzeuge mit ungewollten Mißbrauchsmöglichkeiten. Wird nun die Technologie für 3½ Milliarden Menschen eingesetzt, dann gibt es auch aus dem sachgerechten Gebrauch der nützlichen Werkzeuge ungewollte Schäden, und die Politiker und Ethiker sollen jetzt dafür sorgen, daß der Schaden nicht zu groß wird und daß der Einzelmensch möglichst verantwortungsvoll denkt und handelt. Es handelt es sich also um eine Ethik des Werkzeuggebrauchs und nicht der Werkzeugentwicklung und -herstellung. Den Theologen wird in

solchen Gesprächen gemeinhin die Rolle des Ethikspezialisten zugewiesen, fast muß man sagen des Ethik-Fachidioten. Es wurden denn auch in den Arbeitsgruppen der Konferenz von den Wissenschaftlern, traurigerweise aber auch von vielen Theologen alle Versuche zurückgewiesen, die Bewältigung der technologischen Situation mit einer Grundlagenkritik an dem wertfreien, apolitischen Vorgehen der Naturwissenschaft, also an der wertfreien Werkzeugentwicklung zu verbinden. Gewiß: man fühlt sich als gebranntes Kind, nachdem kommunistische Regime im Namen der Politisierung der Wissenschaft haarsträubende Fehler und Verbrechen begangen haben.

Zwei Stellen sehe ich, an denen Theologie und Naturwissenschaft die genannte Grundlagenkritik beginnen können, ohne den durchaus positiven „Wert“ der wertfreien Wissenschaft zu gefährden: 1. Man sollte die Scheußlichkeiten, die (in Ost und West) im Namen der Wissenschaft geschehen, deutlich brandmarken und ggf. politisch verhindern. Man erinnert sich an die erschütternde Untersuchung eines amerikanischen Psychologie=Professors, der Studenten aufforderte, Testpersonen mit elektrischen Schlägen zu dressieren, und die Studenten gingen fröhlich bis zu lebensgefährlichen Stromstärken. Allerdings waren die Stromstärken fingiert: die „Versuchspersonen“ waren vom Professor eingeweiht, Schmerzensschreie zu simulieren, die eigentlich Getesteten waren die Studenten. Dies Experiment war nötig, um der Welt zu zeigen, wohin Wissenschaftsgläubigkeit führt. Es kann als Anstoß dienen, Brutalität, Menschenverachtung und Naturverachtung in der Wissenschaft zu entlarven und abzubauen.

2. Lebendige Systeme werden durch physikalisch=chemische Totalanalyse zwangsläufig getötet. Besonders die singulären lebendigen Systeme, wie die *eine* Umwelt, in der wir leben, oder die Individualität des Mitmenschen können leichter verstanden werden durch eine produktive Kommunikation zwischen Forscher und Objekt als durch eine Unterwerfung des Objekts unter das „Seziermesser“ des Forschers. Um diese Problemzusammenhänge zu klären, müssen sich Wissenschaftler und Theologen gemeinsam bemühen, und beide sind letztlich auf diese Klärung vital angewiesen.

Wenn der Ökumenische Rat in Genf oder Studiengruppen an vielen Orten der Welt die Arbeit bis in die letzten Grundlagen vorantreiben, dann wird man der Bewältigung der ungeheuerlichen Herausforderung unserer Tage wohl rascher näherkommen als durch weitere Prominentenversammlungen der geübten Art. Unsere Hoffnung ist, daß die hier besprochene Konferenz in vielen Teilen der Welt diese Einsicht fördert und damit ihre eigene Wiederholung überflüssig macht. Damit wären dann die großen Kosten dieser Konferenz gerechtfertigt und der unermüdlige Einsatz im Ökumenischen Rat vollauf und reichlich belohnt.

Ernst v. Weizsäcker